



Leseprobe

David Sedaris

Sprechen wir über Eulen - und Diabetes

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 08. Dezember 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der ganz normale Wahnsinn ist zurück: Neues von Kultautor David Sedaris

Sein Stil wird mit dem Mark Twains verglichen. Sein Humor brachte ihm zahlreiche Preise, Grammy-Nominierungen und Nr.-1- Bestseller ein. Ob er seine Kindheit aufarbeitet – die Hölle eines amerikanischen Vorortes –, seiner Jugend nachspürt – der Versuch, der Hölle durch haarsträubende Jobs und persönlichkeitsverändernde Drogen zu entkommen – oder sich über sein Leben im englischen Wahlexil wundert: Sedaris' Beobachtungen und Erinnerungen sind immer präzise, ernstlich überraschend und wahrhaft komisch.



Autor

David Sedaris

David Sedaris, geboren 1956 in Johnson City, New York, aufgewachsen in Raleigh, North Carolina, lebt in England. Er schreibt u. a. für den *New Yorker* und BBC Radio 4. Mit seinen Büchern *Naked*, *Fuselfieber*, *Ich ein Tag sprechen hübsch* und *Schöner wird's nicht* wurde er zum Bestsellerautor. Zuletzt erschienen im Blessing Verlag *Das Leben ist kein Streichelzoo. Fiese Fabeln* (2011), *Sprechen wir über Eulen - und Diabetes* (2013) sowie seine vielbeachteten Tagebücher *Wer's findet, dem gehört's* und *Calypso* (2018).

ZUM BUCH

In seinem neuesten Band mit absurden Alltagsgeschichten entführt uns Sedaris unter anderem in den australischen Busch, wo allerlei Getier verborgene Ängste und längst verdrängte Erfahrungen in ihm aufleben lässt; er erzählt von einer durchzechten Nacht mit wildfremden Alkoholikern im Zug von Chicago nach New York, weiht uns ein in die Geheimnisse der französischen Kieferchirurgie und in die Abgründe des britischen Handwerkertums, verrät uns und seinem präpotenten Patenkind, wie Tagebuchschriften funktioniert und wozu es gut ist, und lehrt uns, Eulen zu verstehen.

ZUM AUTOR

David Sedaris, geboren 1956 in Johnson City, New York, aufgewachsen in Raleigh, North Carolina, lebt abwechselnd in England und den USA. Er schreibt u. a. für *The New York Times*, *The New Yorker* und *Esquire*. Mit seinen Büchern *Naked*, *Fuselfieber*, *Ich ein Tag sprechen hübsch* und *Schöner wird's nicht* wurde er zum Bestsellerautor. Zuletzt erschien *Das Leben ist kein Streichelzoo. Fiese Fabeln*.

LIEFERBARE TITEL

Ich ein Tag sprechen hübsch

Naked

Nachtprogramm

Holidays on Ice

Schöner wird's nicht

Das Leben ist kein Streichelzoo

DAVID SEDARIS

SPRECHEN
WIR ÜBER
EULEN-
UND
DIABETES

Aus dem Amerikanischen
von Georg Deggerich

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe LET'S EXPLORE DIABETES WITH OWLS.
Essays, etc. erschien bei Little, Brown and Company, New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Pamo House liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2015
Copyright © 2013 der Originalausgabe by David Sedaris
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2015 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich, nach einer Originalvorlage von Emily Burns;
Umschlagillustration: Emily Burns
Umschlag © 2013 Hachette Book Group, Inc.
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-41812-7

www.heyne.de

INHALT

Anmerkung des Autors	7
Zahnärzte ohne Grenzen	9
Guter Junge	17
Think Differenter	27
Erinnerungsbahnen	33
Eine Freundin aus dem Getto	49
Meeresschildkröten	63
Wenn ich die Welt regierte	79
Sachte, Tiger	83
Laugh, Kookaburra	93
Stillstehen	107
Nur eine kurze E-Mail	123
Kommt ein Mann in einen Barwagen	129
Autor, Autor	145
Obama!!!!!!	155
Schlange stehen	165
Ich Bremse für die traditionelle Ehe	175

Eulen verstehen verstehen	183
Nr. 2 zum Mitnehmen	197
Nein zur Gesundheitsreform, und warum ich mein Land zurückhaben will	209
Freundliche Mitarbeiter gesucht	215
Müll	221
Tagein, tagaus	235
Mind the Gap	249
Ein ungeklärter Fall	255
Der glückliche Ort	271
Hundeleben	285

ANMERKUNG DES AUTORS

Über die Jahre habe ich eine ganze Reihe Teenager kennengelernt, die an sogenannten Vortragswettbewerben teilnehmen. Grundsätzlich handelt es sich dabei um eine Mischung aus Rede und Debatte. Die Schüler wählen Kurzgeschichten oder Essays aus, kürzen sie auf eine vorgeschriebene Länge und tragen sie bei einem Wettbewerb vor. Zu diesem Zweck habe ich sechs kurze Monologe geschrieben, die Jugendliche vor einer Jury vortragen können. Die Geschichten sollten leicht zu erkennen sein. Es sind die Texte, in denen ich eine Frau, ein Vater und eine Sechzehnjährige mit aufgesetztem britischem Akzent bin.

ZAHNÄRZTE OHNE GRENZEN

Eine Sache, die mich bei der amerikanischen Gesundheitsdebatte verwunderte, war das Gerede über eine staatliche Gesundheitsfürsorge und deren vermeintliche Ineffektivität. Das kanadische System wurde mit einem Genozid verglichen, aber noch schlimmer sei das Gesundheitswesen in Europa, wo Patienten auf schmutzigen Pritschen lägen und darauf warteten, dass das Aspirin erfunden werde. Ich weiß nicht, wo diese Leute ihre Vorstellungen herhaben, aber meine Erfahrungen in Frankreich, wo ich mehr oder weniger die letzten dreizehn Jahre gelebt habe, waren ausnahmslos gut. Für einen Hausbesuch in Paris zahlt man ungefähr fünfzig Dollar. Als ich das letzte Mal einen Nierenstein hatte, überlegte ich erst, einen Arzt zu mir nach Hause zu rufen, aber auch nur zehn Minuten zu warten stand außer Frage, sodass ich mit der U-Bahn zum nächsten Krankenhaus fuhr. Wir haben das Glück, eine Wohnung im Stadtzentrum zu besitzen, und alles, was ich brauche, ist einen Steinwurf entfernt. Gleich um die Ecke ist eine Apotheke, und zwei Häuserblocks weiter ist die Praxis meines Hausarztes, Doktor Médioni.

Zweimal habe ich an einem Samstagvormittag bei ihm angerufen, und beide Male war er selbst am Apparat und sagte, ich solle vorbeikommen. Auch diese Besuche kosten etwa fünfzig Dollar. Beim letzten Mal fuhr ein roter Blitz quer durch meinen linken Augapfel.

Der Arzt sah ihn sich kurz an und nahm dann hinter seinem Schreibtisch Platz. »Ich würde mir an Ihrer Stelle keine Sorgen machen«, sagte er. »Das ist in ein, zwei Tagen wieder vorbei.«

»Was genau ist es?«, fragte ich. »Wie bekommt man so etwas?«

»Wie bekommen wir die meisten Dinge?«

»Wir kaufen sie?«

Das Mal davor lag ich im Bett und entdeckte ein Geschwulst an meiner rechten Seite, gleich unterhalb des Brustkorbs. Es fühlte sich an, als hätte ich ein gefülltes Ei unter der Haut. *Krebs*, dachte ich. Ein Anruf, und zwanzig Minuten später lag ich mit hochgeschobenem Hemd auf dem Untersuchungstisch.

»Ach, nicht weiter schlimm«, sagte der Arzt. »Bloß ein kleiner Fettgewebstumor. Hunde haben das ständig.«

Ich dachte an andere Dinge, die Hunde haben und die ich nicht haben möchte: Afterkrallen, zum Beispiel. Oder Hakenwürmer. »Kann ich ihn entfernen lassen?«

»Ich denke schon, aber warum sollten Sie?«

Er gab mir das Gefühl, schon der bloße Gedanke sei eitel und kindisch. »Sie haben recht«, erwiderte ich. »Ich werde einfach meine Badehose ein Stück höher ziehen.«

Als ich fragte, ob der Tumor noch größer würde, zwickte der Arzt ihn sanft. »Größer? Vermutlich schon.«

»Viel größer?«

»Nein.«

»Warum nicht?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht«, sagte er und klang plötzlich müde. »Warum wachsen die Bäume nicht in den Himmel?«

Médionis Praxis liegt im dritten Stock eines eleganten Hauses aus dem neunzehnten Jahrhundert, und beim Hinausgehen denke ich jedes Mal: *Moment. Hing ein Diplom an der Wand? Könnte der Mann tatsächlich Doktor mit Vornamen heißen?* Nicht dass er gleichgültig wäre. Nur erwarte ich etwas mehr als bloß: »Das geht von selbst vorbei.« Der Blitz im Auge verschwand, genau wie er gesagt hatte, und ich bin seither Dutzenden von Leuten begegnet, die einen Fettgewebstumor haben und prima damit klarkommen. Vielleicht wünsche ich mir als Amerikaner, dass die Dinge bombastischere Namen haben. Und ich erwarte ein bisschen mehr Ernsthaftigkeit. »Meine Tests haben ergeben«, würde ich gerne hören, »dass Sie unter beidseitiger ganglialer Abnutzung leiden, oder, in der Sprache des Laien, unter einer kartoidalen Ruptur des venalen Septrumus. Hunde haben so etwas häufig, und meistens sterben sie daran. Aus diesem Grund möchte ich mit äußerster Vorsicht vorgehen.«

Für meine fünfzig Dollar möchte ich die Praxis in Tränen aufgelöst verlassen, aber stattdessen komme ich mir vor wie ein Hypochonder, und so einer bin ich ausnahmsweise *nicht*. Wenn mein französischer Hausarzt ein wenig enttäuschend ist, so gleicht mein französischer Paradontologe das allemal aus. Ich habe nur Gutes über Dr. Guig zu sagen, der mich, was mein Zahnfleisch betrifft, vor dem Schlimmsten bewahrt hat. Zweimal in unserer zehnjährigen Beziehung hat er chirurgische Eingriffe vorgenommen. Im letzten Jahr dann zog er vier meiner unteren Schneidezähne, bohrte ein Loch in meinen Unterkiefer und zementierte darin zwei Aufbaustifte. Zuvor jedoch musste ich mich hinsetzen, und er erklärte mir das Verfahren, wobei er jede Menge großer

Wörter benutzte, wodurch ich mich tragisch und bedeutend fühlen durfte. »Wir beginnen am Dienstagmorgen um neun, und es wird mindestens drei Stunden dauern«, sagte er, wie üblich, auf Französisch. »Abends um sechs setzt Ihnen Ihr Zahnarzt die provisorischen Implantate ein, aber ich möchte Sie trotzdem bitten, sich den ganzen Tag freizuhalten.«

Als ich nach Hause kam, fragte ich Hugh: »Was glaubt er, wo ich mit vier Zahnlücken hinwill?«

Ich gehe für chirurgische Eingriffe und Konsultationen zu Dr. Guig, aber die halbjährliche Zahnreinigung übernimmt seine Partnerin, Dr. Barras. Was sie in meinem Mund anstellt, ist unaussprechlich, und weil ich dabei so sehr ins Schwitzen gerate, habe ich mir angewöhnt, Wechselkleidung mitzubringen und mich vor dem Heimweg in der Toilette umzuziehen. »Ach, Monsieur Sedaris«, sagt sie lachend. »Sie sind wie ein Kind.«

Vor einem Jahr kam ich zu ihr und verkündete, ich hätte seit meinem letzten Besuch jeden Abend Zahnseide benutzt. Ich dachte, dafür würde ich ein Lob einheimsen – »Wie umsichtig von Ihnen, und so diszipliniert!« –, aber stattdessen sagte sie: »Ach, das ist doch nicht nötig.«

Nicht anders war es, als ich mich über meine Zahnlücken beklagte. »Ich habe als Kind eine Klammer getragen, aber vielleicht brauche ich wieder eine«, sagte ich ihr. Ein amerikanischer Zahnarzt hätte mich an einen Kieferorthopäden überwiesen, aber Dr. Barras fand mich bloß hysterisch. »In Frankreich nennt man so etwas ›Spaßzähne‹«, sagte sie. »Warum in aller Welt wollen Sie sie richten lassen?«

»Nun ja, weil ich statt Zahnseide den Gürtel meines Bademantels zur Reinigung benutzen kann?«

»Genug davon«, sagte sie. »Schluss mit der Zahnseide. Sie haben abends etwas Besseres zu tun.«

Ich vermute, genau hier kommt der Spaß ins Spiel.

Dr. Barras hat eine kranke Mutter und einen Langhaarkater namens Andy. Wenn ich schwitzend und mit aufgerissenen Mund daliege, fährt sie mir mit ihrem elektrischen Haken unter den Zahnfleischrand und bringt mich über ihr Leben seit meinem letzten Besuch auf den neuesten Stand. Ich verlasse ihre Praxis immer mit dem Mund voller Blut, freue mich aber dennoch stets auf meinen nächsten Termin. Sie und Dr. Guig sind *meine* Leute, völlig unabhängig von Hugh, und auch wenn es übertrieben wäre, sie als Freunde zu bezeichnen, denke ich doch, sie würden mich vermissen, wenn mich ein Fettgewebstumor dahinraffte.

Ähnlich ist es mit meinem Zahnarzt, Dr. Granat. Er hat meine Implantate nicht hergestellt – das war das Werk des Zahnprothetikers –, aber er hat den Abdruck genommen und dafür gesorgt, dass die Zähne richtig sitzen. Dazu waren fünf Behandlungstermine im Winter 2011 nötig. Einmal in der Woche erschien ich in seiner Praxis und kletterte auf den Behandlungsstuhl. Dann ließ ich mich mit offenem Mund zurücksinken. »Ça va?«, fragte er ungefähr alle fünf Minuten, was so viel bedeutet wie »Alles in Ordnung?«. Ich antwortete mit einem leisen Piepser. Wie eine Türklingel. »Ä-hm.«

Implantate werden in zwei Arbeitsschritten eingesetzt. Zuerst wird einem ein Provisorium in den Mund geschraubt, das aussieht wie ein Klotz und farblich nicht zum Rest des Gebisses passt. Das endgültige Implantat ist dann feiner gearbeitet und irgendwie bemalt oder gefärbt, sodass es zu den

benachbarten Zähnen passt. Meine vier künstlichen Schneidezähne sind zu einer Leiste verbunden, die tatsächlich mit einem Schraubenzieher an Ort und Stelle festgeschraubt wurde. Damit sie richtig aufeinanderpassen, müssen die Zähne exakt sitzen, weshalb mein Zahnarzt sie einsetzte und wieder herausnahm, um kleinere Anpassungen vorzunehmen. Einsetzen, herausnehmen. Wieder und wieder. Den Schmerz spürte ich zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr, sodass ich einfach nur dalag und versuchte, ein guter Patient zu sein.

Dr. Granat hat in seinem Behandlungszimmer einen kleinen stummen Fernseher an der Decke hängen, und bei jedem meiner Besuche läuft der französische Reisekanal Voyage. Einmal sah ich einer Gruppe Bergbewohner dabei zu, wie sie ein Yak schmückten. Sie behängten es nicht mit Lichterketten, aber alles andere war erlaubt: bunte Bänder, Glöckchen und silberne Hütchen für die Enden der Hörner.

»Ça va?«

»Ä-hm.«

In einer anderen Woche befanden wir uns irgendwo in Afrika, wo eine fünfköpfige Familie etwas ausgrub, was aussah wie ein Nest voller Mäuse. In dem Moment erschien Dr. Granats Arzthelferin, um etwas zu fragen, und als ich wieder auf den Bildschirm sah, waren die Mäuse gehäutet und wie ein Kebab auf Stöcke gespießt. Nach einer erneuten Ablenkung war die afrikanische Familie damit beschäftigt, die Mäuse über einem Lagerfeuer zu rösten und mit den Fingern zu verspeisen.

»Ça va?«, fragte Dr. Granat, und ich hob meine Hand, was in der internationalen Zeichensprache für Zahnärzte bedeu-

tet: »Ich muss Ihnen dringend etwas mitteilen.« Er zog seinen Schraubenzieher aus meinem Mund, und ich deutete auf den Bildschirm. »*Ils ont mangé des souris en brochette*«, sagte ich, und meinte: »Sie haben gerade Maus am Spieß gegessen.«

Er wandte sein Gesicht zum Bildschirm. »*Ah, oui?*«

Als regelmäßigen Zuschauer des Reisekanals kann Dr. Granat nichts mehr überraschen. Er hat alles gesehen, und obendrein ist er selbst viel gereist. Genau wie Dr. Guig. Dr. Barras hat in letzter Zeit keine aufregenden Reisen unternommen, aber wie sollte sie auch, bei ihrer kranken Mutter? Angesichts des großen professionellen Aufgebots sollte man meinen, dass mein Gesicht nicht mehr einem Halloweenkürbis ähnelt. Man sollte meinen, dass ich beherzt in einen Maiskolben beißen oder zumindest das Fleisch von einem Hähnchenknochen zerran kann, aber das wird noch einige Jahre dauern, wenn wir uns um die beiden oberen Schneidezähne und ihre wackligen Nachbarn gekümmert haben. »Aber danach muss ich weiterhin regelmäßig zu Ihnen kommen, oder?«, fragte ich beinahe panisch Dr. Guig. »Mein Zahnfleisch muss weiter behandelt werden, nicht wahr?«

Früher habe ich um Zahnärzte und Paradontologen einen großen Bogen gemacht, doch mittlerweile hänge ich an ihnen wie ein Stalker, nicht weil ich auf ein Hollywoodlächeln aus bin, sondern weil ich ihre Gesellschaft genieße. Ich bin glücklich in ihren Wartezimmern, auf deren Tischen sich *Gala* und *Madame Figaro* stapeln. Ich liebe das genuschelte Französisch, das aus ihrem Mundschutz dringt. Keiner von ihnen hat mich je David genannt, sooft ich sie auch dazu aufgefordert habe. Für sie bin ich Monsieur Sedaris, nicht mein Vater, sondern das kleinere, europäische Modell.

Monsieur Sedaris mit den vier künstlichen unteren Schneidezähnen. Monsieur Sedaris mit den Spaßzähnen, der so fürchterlich schwitzt, dass er die Praxis zwei Kilo leichter verlässt. Der auf die Toilette zeigt und die Sprechstundenhilfe fragt, ob er sich kurz umziehen kann, und dann frisch gekleidet die Treppe hinunterschleicht, ein bittersüßes, blutverschmiertes Lächeln im Gesicht, und die Tage zählt, bis er sich wieder der Obhut dieser eigentümlichen staatlichen Fürsorge anvertrauen kann.

GUTER JUNGE

Es war Winter in New York, und ich vertrieb mir vor einem Kinobesuch die Zeit. Einige Wochen alter Schnee vergammelte am Straßenrand, und ich bemerkte den vielen Müll darin, als eine Männerstimme rief: »Zivilfestnahme!« Ich wusste zwar, dass es so etwas gibt, aber man erlebt nie eine, deshalb nahm ich an, es handle sich um einen Scherz – so etwas wie *Versteckte Kamera* oder ein Student, der einen Film drehte.

»Zivilfestnahme!«, wiederholte der Mann. Er stand vor Fairway, einem Lebensmittelgeschäft Ecke Broadway und 74th Street. Gepflegtes, zinnfarbenes Haar bedeckte kranzförmig seinen Kopf, dessen Oberfläche kahl war und vor Kälte wie wund aussah. Der Mann trug eine dicke Daunenjacke, und als ich näher auf ihn zukam, sah ich, dass seine Hand auf der Schulter eines Teenagers lag, eher als Zeichen, dass er ihn auf frischer Tat ertappt hatte, als dass er ihn festhielt.

»Zivilfestnahme. Zivilfestnahme!« Ich fragte mich, welches Verbrechen der Junge begangen hatte, und den Leuten um mich herum nach zu schließen, von denen viele stehen geblieben waren oder zumindest langsamer gingen, war ich nicht der Einzige. Etwas Silbernes war zu Boden gefallen, und als ich erkannte, dass es ein Magic Marker war, stürzte ein Paar aus dem Geschäft – anscheinend die Eltern des Jungen,

denn sie liefen sofort zu ihm. »Zivilfestnahme«, wiederholte der Mann. »Er hat den Briefkasten mit Graffiti beschmiert!«

Ich erwartete, die Eltern würden sagen: »Er hat was gemacht?« Aber statt mit ihrem betreten dreinblickenden Sohn zu schimpfen, gingen sie auf den Mann los, der ihn geschnappt hatte. »Mit welchem Recht haben Sie unser Kind angefasst?«

»Aber der Briefkasten«, erklärte der Mann. »Ich habe gesehen, wie er ...«

»Es ist mir ganz egal, was er gemacht hat«, sagte die Frau. »Sie haben kein Recht, meinen Sohn anzufassen.« Sie ließ es wie einen sexuellen Übergriff klingen, als habe seine Hand auf dem Po des Jungen gelegen statt schwerelos auf seiner Schulter. »Was glauben Sie, wer Sie sind?« Sie wandte sich an ihren Mann. »Douglas, ruf die Polizei.«

»Schon dabei«, sagte er.

Während ich ihm beim Wählen zusah, dachte ich: *Meinen die das ernst?* Hätte man mich mit dreizehn dabei erwischt, wie ich einen Briefkasten beschmierte, hätten meine Eltern sich bei dem Mann bedankt und ihm die Hand geschüttelt. »Wir machen das schon«, hätten sie ihm versichert. Und dann hätten sie mich vor allen Leuten verdroschen – nicht nur ein paar leichte Klapse, sondern richtig, wackelnde Zähne und schluchzendes Um-Gnade-Flehen inklusive. Und das wäre bloß der Anfang gewesen. Man hätte mir nicht nur mein Taschengeld gestrichen, sondern mich auch in mein Zimmer gesperrt, und für jede Stunde, die ich draußen verbringen wollte, hätte ich einen Dollar bezahlen müssen, was in der heutigen Währung etwa siebzehn Dollar entspricht.

»Aber wie soll ich denn Geld verdienen, wenn ich nicht rausdarf?«, hätte ich gejammert.

»Das hättest du dir überlegen sollen, bevor du den Briefkasten beschmiert hast«, hätte mein Vater mir erklärt, während meine Mutter meine Arme hinter meinem Rücken festgehalten und er mich mit einem Golfschläger verprügelt hätte. In die Nüsse.

Niemals hätten sie mich blindlings verteidigt oder auch nur nach meiner Version der Geschichte gefragt, weil mich das auf eine Stufe mit dem Erwachsenen gestellt hätte. Wenn ein wildfremder Mann einem eine Straftat unterstellte, dann hatte man sie auch begangen. Oder man hätte sie begehen können. Oder man hatte zumindest daran gedacht, sie zu begehen. Es gab keine Auseinandersetzung, kein »Erziehungsmanagement« so wie heute. Alle diese jungen Mütter, die ihre aufbrausenden Dreijährigen durch den Supermarkt schieben. Die Namen der Kinder erinnern immer irgendwie an die von Präsidenten, und genauso verhalten sie sich auch. »Mami hat verstanden, dass du Süßigkeiten möchtest«, sagt die Frau, »aber zuerst musst du ihre Haare loslassen, damit Mami die Rolle Schokodrops zurück ins Regal legen kann.«

»Nein!«, brüllt McKinley oder Madison. Oder Kennedy oder Lincoln oder Baby Reagan mit hochrotem Kopf. Wenn ich das sehe, möchte ich jedes Mal einschreiten. »Hören Sie«, möchte ich sagen. »Ich bin selbst kein Vater, aber ich denke, es wäre das Beste, dem Kind eine runterzuhauen. Es wird nicht aufhören zu schreien, aber zumindest hat es dann einen Grund.«

Ich weiß nicht, wie Eltern von heute das schaffen, ihre Kinder jeden Abend stundenlang ins Bett zu bringen, ihnen

Bücher über verirrte Kätzchen oder Seehunde in Uniformen vorzulesen, und wieder von vorne anzufangen, wenn das Kind es befiehlt. Bei uns zu Hause brachten unsere Eltern uns mit zwei simplen Worten zu Bett: »Ruhe jetzt.« Danach wurde das Licht ausgemacht. Unsere Bilder hingen nicht am Kühlschrank oder in dessen Umgebung, weil unsere Eltern sie für das hielten, was sie waren: Müll. Sie lebten nicht in einem Haus für Kinder, sondern wir lebten in ihrem.

Wir durften uns auch nicht aussuchen, was wir essen wollten. Ein Freund von mir hat einen siebenjährigen Sohn, der nur Lebensmittel isst, die weiß sind. Hätte ich so etwas versucht, hätten meine Eltern gesagt: »Abgemacht!« und mir eine Schale Leim, gefolgt von Fugenmasse und, wenn ich brav gewesen wäre, etwas Sperma vorgesetzt. Niemand hätte sie für streng gehalten. Oder ihnen Missbrauch vorgeworfen. Die Regeln waren damals einfach andere, besonders was körperliche Züchtigung anging. Man durfte nicht bloß seine eigenen Kinder schlagen, sondern auch die anderer Leute. Als ich in der fünften Klasse war, rief ein Nachbarsjunge meiner Mutter einmal »Zimtzigke« hinterher. »Dabei habe ich überhaupt nichts getan«, sagte meine Mutter zu meinem Vater. »Ich kam mit Lisa vom Arzt zurück, und er warf es mir aus heiterem Himmel an den Kopf.« Im vierten Monat schwanger mit meinem Bruder Paul, zündete sie sich eine Zigarette an und goss sich aus dem Zweihundertliterkanister Wein neben dem Toaster ein Glas ein.

»Welcher Junge?«, fragte mein Vater. Er war gerade von der Arbeit nach Hause gekommen und stand mit einem Glas Gin auf Eis in der Hand in der Küche. Vor ihm auf der Anrichte standen Cracker und ein Stück dick mit Senfsauce

bestrichener Schmelzkäse. »Oh, untersteh dich«, sagte er, als ich nach dem Messer griff. »Der ist für mich, verdammt noch mal.«

»Aber kann ich nicht ...«

»Wenn du einen Snack nach der Arbeit willst, besorg dir einen Job«, sagte er, offenbar vergessend, dass ich erst elf Jahre alt war.

»Also, wie heißt der Bursche, der deine Mutter eine Zimt-zicke genannt hat?«, fragte er. »Sag mir den Namen, damit ich ein Wörtchen mit ihm reden kann.«

Als ich sagte, ich wisse es nicht, sah er mich enttäuscht an, als sei ich nicht ganz zurechnungsfähig. »Nun, kannst du nicht wenigstens raten?«

»Keine Ahnung.« Niemand in unserer Straße hatte einen Grund, meine Mutter zu beschimpfen. Vermutlich hatte ein Junge aus der Nachbarschaft ein neues Schimpfwort ausprobieren wollen – allerdings ein bisschen spät, weil unser Ende der Straße es bereits seit Monaten kannte. »Es bezeichnet eine Ziege«, erklärte ich meinen Schwestern, »aber man sagt es auch zu einer Frau, die ständig rummeckert und einen nicht in Ruhe lässt.«

Der Tag, an dem jemand meine Mutter eine Zimt-zicke genannt hatte, war so wie jeder andere. Mein Vater machte sich wie immer nach der Arbeit einen Drink und einen besonderen Snack. Als meine Mutter zum Essen rief, zog er Jacke und Hose aus und setzte sich zu uns an den Tisch. Von der Tischplatte an aufwärts sah er ganz normal aus – das gebügelte Hemd, die gelockerte Krawatte –, aber darunter saß er in Unterhose und mit nackten Beinen. »Deine Mutter sagt also, dass ihr heute Nachmittag jemand ein nicht

besonders nettes Wort hinterhergerufen hat«, sagte er, an meine ältere Schwester gewandt. »Du warst mit ihr im Auto. Irgendeine Vorstellung, wer es gewesen sein könnte?«

Lisa vermutete, dass es Tommy Reimer gewesen war, nicht weil sie ihn erkannt hätte, sondern weil es in der Nähe seines Hauses passiert war.

»Tommy Reimer, meinst du?« Mein Vater sah über den Tisch hinweg zu meiner Mutter. »Ist das nicht einer von Hals Jungen?«

»Oh, Lou, vergiss es«, sagte meine Mutter.

»Was soll das heißen, vergiss es? Ein Kind, das solche Ausdrücke benutzt, hat ein Problem, und ich werde zusehen, dass es beseitigt wird.«

»Vielleicht habe ich mich auch verhört«, sagte meine Mutter. »Oder vielleicht hat er mich mit jemandem verwechselt. Das wird es gewesen sein.«

»Das wird sich klären, wenn ich mit ihm spreche«, sagte mein Vater als Hinweis, dass das Thema für ihn erledigt war und wir uns anderen Dingen zuwenden konnten. Als ihre Kinder groß geworden und aus dem Haus waren, aß meine Mutter erst spät, oft allein vor dem Fernseher, Stunden nachdem sie das Essen für unseren Vater zubereitet hatte, aber damals wurde bei uns um sechs zu Abend gegessen, so wie bei allen anderen Familien in unserer Straße. An diesem Abend war die Sonne noch nicht untergegangen. Es war Anfang September, und auch wenn ich nicht mehr weiß, was es gab, kann ich mich noch genau erinnern, wie ich beim Klang der Türklingel zusammenzuckte.

Oh, Gott, dachte ich, so wie jeder andere am Tisch. Wenn es zur Essenszeit schellte, ließ es sich unser Vater nicht

nehmen, zur Tür zu gehen und den Besucher in strengem Ton zu ermahnen, dass es keine gute Idee sei, Leute beim Essen zu stören. Egal ob es eine Nachbarin oder einer unserer Freunde war. Ob eine Pfadfinderin, die Kekse verkaufte, oder ein Fremder, der Unterschriften sammelte – wenn die Tür aufging, hatte jeder, der davorstand, den gleichen überraschten, ungläubigen Ausdruck im Gesicht, der in den höflicheren Umgangsformen der damaligen Zeit übersetzt hieß: »Wo ist Ihre Hose, Sir?«

Lisa hatte an diesem Tag vorzeitig den Unterricht verlassen. Eine Klassenkameradin sollte ihr die Hausaufgaben bringen, und weil sie befürchtete, es könnte sie sein, sprang sie auf und rief auf dem Weg zur Tür: »Alles okay. Bin schon unterwegs.«

Mein Vater stand auf und setzte sich wieder. »Wer auch immer es ist, sag ihm gefälligst, wir sind beim Essen.« Er sah meine Mutter finster an. »Wer zum Teufel will um diese Uhrzeit zu uns?«

Wir alle horchten angestrengt, wer der Besucher war, und als Lisa sagte: »Oh, hi, Tommy«, sprang unser Vater auf und rannte zur Tür. Kurz darauf standen auch wir in der Tür und sahen den Jungen, der eine Klasse unter mir war, mit zappelnden Beinen vor der Holzverkleidung unseres Carports hängen. Mein Vater hatte ihn am Hals gepackt und hochgehoben.

»Dad«, riefen wir. »Dad, hör auf. Das ist der falsche Junge. Du suchst Tommy Reimer, aber das ist Tommy Williams!«

»Wer?« In Arbeitshemd und Unterhose wirkte er Furcht einflößend, aber auch komisch, wie ein Bär, der sich für ein Job-Interview schick gemacht hatte.

